

1. Kapitel

„Bereit?“, fragte die vertraute Stimme und konnte sich ein Augenzwinkern nicht verkneifen.

„Gleich“, erwiderte er nickend. „Ich brauche noch zwei Minuten.“

Die Tür schloss sich hinter dem Fragesteller.

Er starrte einen Moment lang darauf, dann blickte er kurz durch das verschmierte Fenster seiner Zelle. Draußen wirbelten schwere Schneeflocken vorbei. Sie wirkten auf ihn grau – grau wie alles, was ihn hier umgab.

Wie die Menschen, die hier lebten.

Wie die, die hier hingehörten.

Zu denen er nicht mehr gehörte. Er war endlich wieder ein freier Mann. Es war vorbei.

Erleichtert stieß er einen Seufzer aus und richtete penibel weiter den Knoten der Krawatte aus, welche er gerade angelegt hatte. Natürlich hatte er darauf bestanden, dass man ihm Kleidung aus seiner Wohnung lieferte. Die Seide zwischen seinen Fingern fühlte sich weich an. Ein wunderbares Gefühl. Er ließ vom Knoten der Krawatte ab und langsam glitten seine Handflächen an der Hose entlang, dabei entfernte er ein fast unsichtbares Stäubchen.

Schließlich sah er an sich herab.

Wie gewünscht fiel die Falte makellos auf die glänzend polierten schwarzen Schuhe. Selbstredend waren diese, wie jedes Paar seiner Schuhe, in London nach Maß angefertigt worden.

Auf seine gepflegte Erscheinung war er immer stolz gewesen. Und auf seine Herkunft. Sein Vater, ein Chilene, stammte aus einer alten, sehr wohlhabenden Familie. Seine Mutter – Mutter, der Begriff war purer Hohn – war eine kühle beherrschte Deutsche, die triviale Emotionen als das Vorrecht ihrer Dienstboten betrachtete. Von klein auf hatte man ihm eingebläut, dass der erste Eindruck, der alles entscheidende war.

Nun gut. Jetzt war er bereit für einen Blick in den Spiegel an der Wand. Und sah dort bestätigt, was er längst wusste. Er hatte abgenommen. Erheblich abgenommen.

Aber war das schlimm?

Nein. Er sah immer noch gut aus. Hatte Ausstrahlung. Eben das gewisse Etwas ...

Ja, er wusste, wie man das Spiel spielte, das nun – in dieser Minute – am Savignyplatz begann.

Er warf einen Blick auf die Uhr an seinem Handgelenk. Genau. Das Spiel – sein Spiel – hatte vor genau sechzig Sekunden begonnen.

Er rieb sich die Hände. Vor Freude.

Ein Hoch auf die Technik.

In diesem Moment rasten seine Worte einfach so ruck zuck direkt in Benders Rechner und lauerten dort in der Finsternis des Netzes auf jene Sekunde, wo dieser seiner Neugier nachgeben würde, und dann waren die Weichen gestellt für den baldigen Umzug Alexander Benders auf den großen metaphysischen Campingplatz des Lebens.

Ein amüsiertes Lächeln kräuselte seine vollen Lippen.

Jeden Augenblick würde sich die Tür seiner Zelle öffnen, er spürte, wie das reine Adrenalin durch seine Adern zu pumpen begann.

Gleich war er wieder frei.

Frei für seine Rache.

Sein Lächeln verstärkte sich, doch plötzlich erlosch es von einer Sekunde zur anderen. Bevor er sie in seine Pläne einweihte, hatte sie ihn doch tatsächlich in aller Unschuld gefragt: „Sollte man nicht auch vergeben können?“

Sie war ja so naiv.

Nein, hatte er ihr geantwortet, nein. Vergebung ist nicht meine Sache. Vergebung, das ist die Sache von diesem Typen Namens Gott. Meine Aufgabe ist es, das Treffen mit ihm zu arrangieren. Bei Gott musste er wieder an den anderen Bullen denken. Der so ein Ding mit „Gott“ am Laufen hatte. Er schnaubte verächtlich. Er konnte nicht nachvollziehen, wie sich ein erwachsener Mann auf diese Nummer einlassen konnte. An einen kleinlichen, eifersüchtigen, ungerechten, nachtragenden Kontroll-Freak zu glauben,

einen blutrünstigen, rachsüchtigen ethnischen Säuberer, einen Mann, der die Frauen hasste, der sich hervortat als homophober, rassistischer, kinds- und völkermörderischer, größenwahnsinniger, sadomasochistischer, launisch-bösartiger Tyrann.

Er hielt kurz inne.

Hatte er eben bei seiner Aufzählung etwas vergessen?

Egal. Er schob den Gedanken an Gott und dessen Fan beiseite.

Sie hatte schließlich zugestimmt. Hatte es endlich verstanden.

Es gab keinen Zweifel mehr, dass sie alles tun würde, was er von ihr verlangte. Sie betete ihn schließlich an.

Zu Recht, natürlich.

Es würde alles laufen wie geplant. Da war er sich sicher.

Die einheimischen Printmedien würden über seine Freilassung erst nach Weihnachten berichten. Eine kleine Erwähnung.

Heute jedoch, war der Tag der Spießer. Heiligabend. Bender würde diesen Tag feiern. Mit seiner Sippe. Wie nett.

Und unumkehrbar letztmalig. Er strich sich sanft übers Haar, sah aufmerksam in den kleinen Spiegel über dem Waschbecken. Sah seine wachen Augen, zwinkerte sich selbstverliebt zu. Teufel, war er gut. Das musste ihm erst einmal jemand nachmachen. Er hatte sich aufgrund seiner brillanten Intelligenz den Freifahrtsschein aus dem Knast heraus selbst ausgestellt. Um Benders Leben zu beenden.

Es wäre viel zu einfach, ihm bei passender Gelegenheit die Hände um den Hals zu legen und zuzudrücken, bis alles Leben aus ihm gewichen war. Oder eine Waffe an seine Schläfe zu halten und abzudrücken. Dies wäre todlangweilig. Er genoss die Vorstellung, diesen Versager leiden zu sehen. Zu wissen, dass er ab jetzt in Angst leben würde.

In Angst vor ihm.

Denn Bender hatte Schuld auf sich geladen. Oh ja. Und dafür würde er büßen müssen. Wenn das Spiel zu Ende war. Mit seinem Leben.

Ein schöner Gedanke. Später konnte er sich dann wieder auf das konzentrieren, was er am besten konnte: Menschen sammeln.

Darin war er ein Profi.

Mit einem Unterschied. Er forderte kein Lösegeld.

Er nahm lediglich den Körper seines Opfers in seinen Besitz.

Machte ihn sich untertan.

Mit Haut und Haaren, wie man so schön sagte.

Mit Lösegeld hatte er nichts am Hut.

Geld hatte er selbst genug. Ihm kam es nur auf den Spaß an in diesem Gewerbe, in dem sich in den letzten Jahren so viele Dilettanten herumtrieben. Entführungen und Erpressungen waren tatsächlich in Mode gekommen, dachte er angewidert. Sogar von Car-Napping und Dog-Napping hatte er lesen müssen.

Wie abartig. Wahrscheinlich war er der einzige richtige Profi in dieser Wachstumsindustrie.

Eingehend betrachtete er sein Gesicht. Er sah gut aus: hohe Wangenknochen, kräftige weiße Zähne, wieder schlank dank Knast. Er schenkte sich ein gewinnendes Lächeln. Ja, er war ein wirklich gut aussehender Mann – nach seinen Maßstäben. Selbstverständlich war er eitel. Er war davon überzeugt, dass Eitelkeit etwas ganz Normales war, etwas, was jemanden wie ihm einfach zustand.

Denn im Gegensatz zu den meisten Dummschwätzern besaß er kein aufgeblasenes Ego, sondern ein ehrliches, solide fundiertes Selbstwertgefühl.

Dass sich die Frauen von ihm angezogen fühlten, war nicht nur seine subjektive Meinung.

Weiß Gott nicht, nein. Es war eine objektive Tatsache. Genau so wie immer Ebbe auf Flut folgte oder immer wieder der Morgen heraufdämmerte, wenn die Nacht sich fortschlich.

Seit er den Kinderschuhen entwachsen war, weckte er in Frauen wie kaum ein anderer reine animalische Lust. Selbstredend war er überzeugt davon, dass der Begriff männliche Anziehungskraft im Hinblick auf seine Person schon längst neu definiert hätte werden müssen.

Er schweifte ab.

Im nächsten Moment ging ihm wieder jene durch den Kopf, wegen der er hier gelandet war. Dabei hatte sie es doch gewollt, dieses verdammte, neurotische kleine Luder.

Gott, was hatte sie für ein Spektakel aufgeführt. Reines Theater. Hatte sich gegen ihn gewehrt – gegen ihn – diese undankbare Schnepfe. Und ihm dann auch noch die Ohren voll geflennt. Und so getan, als ob sie keine Lust hätte, dieses billige Flittchen.

Und um das Maß vollzumachen, hatte sie ihm doch tatsächlich gedroht. Ihm!

Man stelle sich vor: Ihm!

Hatte gedroht, ihm die Polizei auf den Hals zu hetzen. Diese verdammte Nutte!

Und es tatsächlich wahr gemacht. Er hatte es nicht glauben können. Da schenkte er ihr trotz ihrer ungerechten Vorwürfe in seiner Großmut ihr beschissenes, kleines verkorkstes Leben.

Und das war dann der Dank!

Gott, wie hasste er derartige Szenen.

Es mochte da draußen vielleicht ein paar Männer geben, die sich von dem Gezicke der Weiber kirre machen ließen. Von dem Gejammer über ihre angebliche Vergewaltigung, ihrer dämlichen Gegenwehr.

Aber doch nicht er.

Er wusste doch, wie es lief mit diesen Weibern. Erst konnten sie nicht genug kriegen von ihm. Und dann – wenn es ultimativ vorbei war – brauchten sie natürlich einen popeligen Vorwand, um sich einzureden, dass sie keine kleinen Nutten waren – sondern missbrauchte Opfer.

Opfer, es wäre zum Totlachen, wenn er nicht hier gelandet wäre.

Nein, es gab bei ihm feste Regeln und an die hatten sich die Schlampen zu halten.

Es lief so und nicht anders.

Wenn sich das Ende ihrer Begegnung abzeichnete, wies er jede explizit daraufhin, dass sie es gewesen waren, die sich mit ihm eingelassen hatten.

Sie hatten ihn scharfgemacht mit ihren kurzen Röckchen, den bauchfreien Tops und den frei schwingenden Möpsen. Und fürsorglich wie er war, hatte er ihnen haarklein geschildert, was er mit ihnen und ihren Familien tun würde, sollten sie jemals auf die Idee kommen, der Polizei eine Personenbeschreibung zu geben oder gar eine Zeichnung von ihm anfertigen zu lassen.

Und es hatte funktioniert. Über Jahre ...

All diese blöden Hühner hatte er so sehr in Angst und Schrecken versetzt, dass bis auf die eine, es keine je wagte, den Mund aufzumachen. Erst nach dem dieses letzte Flittchen ihre Klappe nicht halten konnte, da kamen auch die anderen aus ihren Löchern heraus und hatten sich bei diesen stupiden Bullen über ihr so genanntes Leid ausgeheult.

Wenn er dieses letzte kleine Aas je in die Finger kriegte, hatte sie nichts zu lachen.

Sein Wort drauf. Doch sie musste noch etwas warten.

Aber abgesehen davon, hielt er sich durch und durch für einen empfindsamen Menschen.

Welchem anderen Mann sonst standen Tränen in den Augen, wenn er von den armen Leuten in Asien und Afrika hörte, die unter schrecklichen Krankheiten litten. War dies nicht der Beweis für seine Empfindsamkeit? Er unterdrückte mühsam eine Träne. Dann riss er sich wieder zusammen. Erst einmal stand dieser Bulle auf seiner Tanzkarte. Und zwar ganz oben. Diese Sturheit in Person. Es lief alles nur auf eines hinaus: Er musste Benders alles nehmen, was er hatte – und ihn dann loswerden. Für immer.

Bei aller Empfindsamkeit musste er eben tun, was ein Mann tun musste ...

Genüsslich malte er sich aus, wie er Benders Existenz ein für alle Mal vernichtete. Gott war dieses Gefühl berauschend, so wunderbar, so aufwühlend ...

Im nächsten Augenblick stürzte er zur Toilette in der Ecke seiner Zelle und riss sich die Hose herunter. Das wäre ja jetzt etwas gewesen, dachte er, während er sich erleichterte, und

begann zu kichern, wenn ich mir hier vor lauter Begeisterung noch kurz vor Schluss in die Hose gemacht hätte.

„Krieg dich ein, Flohbeutel“, murmelte der hochgewachsene Mann, als er aus der Tür des noblen Alt-Berliner Mietshauses in Charlottenburg trat. Umgehend piff ihm und dem bellenden Hund am Ende der Leine eisiger Wind um die Ohren.

Verdammt, ist das saukalt, dachte Alexander Bender, klemmte sich den Griff der Hundeleine unter den Arm und schlug den Kragen seines dunkelblauen Wollmantels hoch. Die Hände versenkte er tief in den Taschen des Mantels.

Graue, schwere Winterwolken bedeckten den Dezemberhimmel. Es schneite. Schon wieder. Kleine Kristalle aus Eis pikten dem Endfünfziger ins Gesicht.

„Ist ja schon gut, Asta“, wandte er sich an den schwarz gelockten Rauhaardackel, das Ergebnis eines Treffens zwischen einem schwarzen Pudel und einer Rauhaardackelhündin, und ließ sich zum nächsten Baum ziehen. Seine Promenadenmischung hatte er seinerzeit nach dem Hund Mister Asta aus dem Dreißigerjahrefilm *Dünner Mann* mit William Powell und Myrna Loy benannt. Während er wartete, dass Asta zur Sache kam, blickte er sich um und stellte wieder einmal fest, wie sehr er das Leben hier an der Kantstraße, rund um den Savignyplatz, im alten Berliner Westen, liebte.

Ja, Alex genoss es, hier zu leben – und sich bei seinen Spaziergängen mit dem Hund einfach durch die umliegenden Straßen treiben zu lassen.

Er liebte es, von Geschäft zu Geschäft zu bummeln, von Buchladen zu Buchladen, von Café zu Café. Dieses Sehen und Gesehenwerden hier zwischen den Galerien und Antiquitätenläden bereitete ihm immer wieder aufs Neue Freude.

Er mochte diese Urbanität, gelebt von den Anwohnern, von den ehemaligen Revoluzzern der Studentenbewegung und des Establishments, wie damals in den Sechzigern des vergangenen

Jahrhunderts das wohlhabende Bürgertum von so einigen titulierte wurde.

Hier, in seinem Kiez, gab es nicht solche radikalen Veränderungen wie anderswo.

Was natürlich nicht bedeutete, dass das Viertel um ihn herum im Koma läge. Hier, rund um den Savignyplatz, zwischen Funkturm und Zoo, lebte er seit vielen Jahren zusammen mit seiner ebenfalls verwitweten Schwester in einer komfortablen Siebenzimmerwohnung im ersten Obergeschoss des Vorderhauses, das glücklicherweise seiner Schwester gehörte.

Seine drei Jungs waren hier erwachsen geworden und lebten nun mit ihren eigenen Familien ebenfalls im Haus der Tante. Es ging ihnen allen gut.

Natty, seine Zwillingsschwester, hatte das Haus von ihrem Mann, einem Architekten, geerbt. Materielle Sorgen brauchten sich deshalb weder Natty, Alex oder einer seiner Söhne zu machen. Da die Ehe seiner Schwester kinderlos blieb, kümmerte sich Natty umso eifriger um ihren Bruder und dessen Nachkommenschaft. Was gelegentlich jeden – bis auf die Kleinsten – ziemlich nervte. Doch Alex Enkelkinder liebten ihre Großtante über alles. Und Natty war eben, wie sie war.

Das Leben war – aus Alex Sicht – fast stinknormal verlaufen. Als junger Mann ging er zur Polizei, heiratete, besuchte diverse Lehrgänge, durchlief verschiedene Abteilungen und landete schließlich Jahre später bei der Kriminalpolizei.

Im Laufe der Zeit wurde er durch Können und überdurchschnittliche Leistung Kriminalhauptkommissar. Er glaubte, ein guter Polizist gewesen zu sein. Er mochte seinen Job. Und er hatte eine natürliche Begabung für den Umgang mit Kollegen und Untergebenen besessen. Seinem Wissen nach hatte er keine wirklichen Feinde gehabt. Auch nicht unter seinen Vorgesetzten. Und jeder konnte sowohl seinem Urteil als auch seinem Wort vertrauen.

Alexander Bender redete und handelte ohne Umschweife, er spielte niemals Spielchen. Immer hatte jeder gewusst, woran er bei ihm war.

Er war mit seinem Leben zufrieden gewesen. Es war einfach so, dass er die Bösen jagte und dafür sorgte, dass man sie einsperrte. In anderen Dimensionen zu denken, war ihm fremd. Ein Verbrechen aufzuklären, bedeutete für ihn, alles aus jedem möglichen Blickwinkel zu betrachten und jeder noch so kleinen Spur zu folgen. Auch wenn dies oft hieß, auf Sackgassen zu stoßen, bevor sich ein Erfolg einstellte.

Im Privatleben bescherte ihm seine Frau drei Söhne, denen er nach längerem Palaver als zweiten Vornamen die Namen von amerikanischen Countrysängern geben durfte. Sein erstgeborener Sohn, Robert Waylon, wurde benannt nach Waylon Jennings. Für Johnny Alexander, den älteren seiner beiden Zwillingssöhne stand Johnny Cash Pate. Der Jüngste, Georg Keith, erhielt seinen Namen nach dem Gitarristen und Sänger Keith Whitley. Die Leidenschaft für Countrymusik hatte sich zu seinem Bedauern nicht auf alle seiner Söhne vererbt. Lediglich Johnny hatte zur Freude seines alten Herrn dafür etwas übrig, wenn auch nicht so ausgeprägt wie sein Vater.

Nach siebzehn Jahren zerbrach Alex Ehe, da sich die Mutter seiner Kinder umorientierte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er ein buchstäblich kugelsicheres Ego besessen. Er wusste bis heute nicht, woran seine Ehe gescheitert war. Ob es am Job lag, mit den für Familien unfreundlichen Arbeitszeiten oder nicht. Anita, seine Frau, jedenfalls tauschte, ohne lange zu fackeln, Mann und Söhne gegen einen betuchten Finanzmakler aus dem Grunewald aus. Während die Scheidung von Alex lief, starb Anita bei einem Verkehrsunfall zusammen mit ihrem neuen Partner.

Fakt war, dass sich rund um den Savignyplatz, über den die Grolman- und die Knesebeckstraße führen, die gesamte Familie heimisch fühlte. Anwohner wie Alex, welche diese kleine Oase in der warmen Jahreszeit mit den überrankten Lauben, grünen Bäumen und Blumen lieben, klassifizieren den Savignyplatz in die Kategorie hüben und drüben. Selbst die verkehrsreiche Kantstraße, welche den Platz teilt, konnte bisher nicht das angenehme Laisser-faire auf beiden Seiten trüben.

Hüben, das ist die Gegend auf Seite der Benders, in der Kneipen wie *Zwiebelfisch*, *Donnerlittchen* und Restaurants wie *Mar y Sol* oder das *Florian* beheimatet sind. Im *Zwiebelfisch* wie auch im *Donnerlittchen* wurden in den vergangenen Jahrzehnten von Generationen an Thekendebattierenden die Zusammenhänge zwischen politischen Großwetterlagen und durchziehenden Sturmtiefs tage- und nächtelang diskutiert. Im *Zwiebelfisch* saßen noch bis heute einige der Alt-Achtundsechziger herum, während im *Donnerlittchen* Leute wie Alex und seine Nachbarn und viele der kleinen Geschäftsleute rund um den Platz ihre zweite Heimat gefunden hatten.

Drüben auf der anderen Seite, das war schon ein ganz anderer Kiez. Bedingt durch die Nähe zum Kurfürstendamm pulsiert auf dieser Seite das Leben stärker als auf der anderen Seite.

Dort, direkt am Savignyplatz, liegen die italienischen Restaurants *La Piazza* und *San Marino* mit ihren Tischen und Stühlen draußen keine nudelbreit auseinander. Und das schon seit über zwei Jahrzehnten. Alex schloss seine Überlegungen ab: Ja, das Leben hier im Kiez war schon in Ordnung!

Er warf einen Blick auf die Uhr an seinem Handgelenk und erschrak. Schon kurz vor vier. Dass bedeutete, er würde mit dem Hund die übliche Route im Laufschrift absolvieren müssen, um pünktlich zu sein. Er stieß einen Seufzer aus und warf erneut einen Blick zum Himmel. Das wenige Tageslicht wich langsam der Dämmerung. Außerdem wurde der Schneefall dichter und dichter. Energisch wandte er sich an seinen Hund. „Los jetzt, Asta! Schluss mit der Schnüffelei. Wir müssen uns beeilen!“

Die Pflicht ging ihm über alles. Und das war typisch für ihn. Egal, was er tat. In seinem ganzen Leben schien Alex immer bei der Arbeit zu sein. Herr und Hund setzten sich in Bewegung. Im nächsten Augenblick spürte er wieder, wie sich die Säure in seinem Magen bemerkbar machte. Nattys Paprikaschoten ließen mörderisch grüßen.

Natürlich hatte sie nicht auf ihn hören wollen und die Schale an diesen verdammten Dingen drangelassen. In diesem Moment

war er sich absolut sicher, dass es auf diesem Planeten nicht genug säurebindende Lutschtabletten gab, um den Schmerz zu lindern, der jetzt in seinem Inneren tobte. Hastig fummelte er einen Streifen mit Magentabletten aus seiner Manteltasche, drückte vier Tabletten heraus und steckte sie sich in den Mund.

Dann marschierte er mit lang ausholenden Schritten, den Hund hinter sich herziehend, die wenigen Schritte vor bis zum Savignyplatz. Jetzt war keine Zeit mehr für die Schnüffelei von Asta. Außerdem hatte der Hund in den nächsten Stunden genügend Zeit, um sich in der Nähe des *Donnerlittchens* mit Sträuchern und Bäumen zu befassen, denn seit drei Monaten hatte Alex einen neuen Job: Genau genommen, seitdem man ihn in den vorzeitigen Ruhestand weggelobt hatte.

Doch die Medaille hat bekanntlich zwei Seiten: Endlich konnte er seiner zweiten Leidenschaft neben der Countrymusik, dem Kochen professionell nachgehen. An zwei Tagen der Woche arbeitete er jeweils sechs Stunden lang im Lokal seiner alten Freundin Biggi, der Wirtin des *Donnerlittchens*, als Koch. Und er liebte diese Arbeit.

Jahrelang hatte er nur in seiner Freizeit für die Familie kochen können. Und natürlich im Urlaub. Und jetzt nach den langen Jahren bei der Kripo ließ man ihn endlich in einem richtigen Lokal an den Herd. Auch wenn es sich dabei nur um eine Dreihürkneipe handelte, wie Natty säuerlich anmerkte. Sie verstand darunter, dass in einem Lokal, in dem um drei Uhr morgens alle Gäste blendend aussahen, wohl kaum noch jemandem etwas schmecken konnte. Doch was interessierte ihn schon Nattys Meinung?

Er durfte kochen – und wurde dafür bezahlt. Der knapp zwei Meter große, rund hundert Kilo schwere Hüne mit dem kantigen Gesicht, dem man auf hundert Meter Entfernung den Polizisten ansah, liebte diesen Kneipenjob. Er war unter Menschen und doch nicht in vorderster Linie präsent. So gefiel es ihm. Und selbst der Hund genoss sein Dasein als zeitweilige Kneipentöle.

Wenige Meter vor der Ampel Kantstraße/Ecke Savignyplatz, gegenüber der Sparkasse spurtete plötzlich ein junger Bursche

mit Wollmütze und Sportschuhen an ihm vorüber, stieß eine vorausgehende junge Frau mit Kinderwagen brutal zur Seite, entriss der Frau die Einkaufstüten und lief damit davon.

Sofort ließ Alex die Leine fallen und hechtete dem Burschen hinterher. Die Ampel vor ihnen wechselte von Grün auf Gelb. Der Dieb kümmerte sich nicht darum, wich geschickt einem Auto aus und nahm Kurs in die Grolmanstraße. Asta folgte ihnen unter Gebell, entdeckte dann aber am Taxistand vor der Sparkasse eine Doge und blieb zurück.

„Kindern die Weihnachtsgeschenke stehlen“, stieß Alex während er dem Typen folgte angewidert aus. Der Kerl rannte am Möbelgeschäft *Habitare* vorbei, überquerte die Grolmanstraße in Höhe des *Zwiebelfischs*, erreichte die Knesebeckstraße, schoss dann am *Mar y Sol* vorbei und bog schließlich in die Carmerstraße ein, wo er in der Durchfahrt neben dem *Donnerlittchen* verschwand. Alex war ihm dicht auf den Fersen und sah sich um. Die Dunkelheit hatte den Mistkerl förmlich aufgesaugt. Er blinzelte und erkannte, dass er sich auf einem kleinen Mieterparkplatz befand, auf dem ein paar Autos parkten und einige Müllcontainer herumstanden.

Keine Spur des Diebes. Das Bürschchen schien wie vom Erdboden verschluckt zu sein.

Doch was war das? Er hielt inne und lauschte.

Da war doch ein Geräusch!

Ein mechanisches Brummen drang ganz aus der Nähe an seine Ohren. Offenbar hatte sich durch das Schütteln der Tüten eines der Spielzeuge eingeschaltet. Und was immer es war, es musste batteriebetrieben sein. Im nächsten Augenblick war das Rascheln von Papier zu hören. Vermutlich griff der Dieb in die Tüte, um das Spielzeug auszuschalten.

„Ich kann dich hören“, rief er, spurtete in die Richtung, woher das Geräusch zu kommen schien, und stieß vor den Müllcontainern mit dem Dieb zusammen. Rasch schnappte er sich die Tüten und musste an sich halten, um dem verdutzten Kerl nicht eine zu verpassen.

„Mach ja, dass du Land gewinnst, du Blödmann“, riet er dem Bengel. „Und dann setz dir 'ne Pappnase auf und mach, das was Idioten deines Kalibers sonst so zu tun pflegen.“

Der picklige Bengel warf ihm einen merkwürdigen Blick zu, nickte schließlich und machte sich unverzüglich aus dem Staub.

Irgendetwas war eindeutig durch die Erschütterung in einer der Tüten angesprungen. Alex lief zurück zur Straße, um der jungen Mutter ihr Eigentum zurückzugeben. Doch weit und breit war nichts von ihr zu sehen. Nur der Hund kam langsam auf ihn zu getrottet, die Leine im Schnee hinter sich herschleifend. Das summende Ding begann, langsam zu nerven. Energisch griff Alex in die Tüte, wo sich seine Finger um einen vibrierenden Gegenstand schlossen. Er zog, was immer es war, heraus und versuchte im Zwielficht zu erkennen, was er da eigentlich in seiner Hand hielt. Der Gegenstand war ungefähr fünfzehn Zentimeter lang und etwa fünf Zentimeter dick.

„Irgend so ein Kampfjet?“, vermutete er halblaut. „Oder eine Rakete?“ Es näherten sich Schritte und er schaute auf.

„Was ist das eigentlich?“, fragte er die junge Frau, die mit dem Kinderwagen kurz vor seinen Füßen stoppte. Sie schwieg, vollzog nur mit der rechten Hand eine vage Geste.

Im nächsten Augenblick flutschte ihm das merkwürdige Spielzeug aus der Hand, und erst jetzt erkannte er, dass das Ding, welches vor dem *Donnerlittchen* im Schnee herumruckelte wie ein Penis geformt war. Asta umkreiste sofort bellend das neue Spielzeug. Alex warf der Frau einen überraschten Blick zu. Sein erster Gedanke war, dass dies, was hier ablief, völlig absurd war. Sein zweiter, dass es sich keinesfalls um ein passendes Geschenk für ein Kind handelte. Er stieß ein unwilliges Grunzen aus.

Die junge Frau schob eine Strähne ihres Haares, die sich aus ihrem Haargummi gelöst hatte zurück, hob trotzig das Kinn und schaute ihm fest in die Augen. Es war eine wenig überzeugende Geste von Überlegenheit, da ihre Hände nervös am Griff des Kinderwagens flatterten.